

den letzten Dreck behandeln. Es war einfach nur peinlich, wie sich diese Frau aufspielte. An wirklich jedem Stück mäkelte sie herum und entdeckte einen Fehler, nur um den Preis zu drücken. Die Leute mit den Schläfenlocken und den runden schwarzen Hüten könnten von ihr lernen! Trotzdem hat sie sehr viel Geld ausgegeben. Allein die fünf Paar Schuhe, die sie ohne Bezugsschein kaufte, kosteten Unsummen. Zu ihrem Glück entdeckte Herr Heilmann die Schuhe erst am letzten Tag beim Kofferpacken.« Für Helene stand fest, sobald die Frau samt ihren Kindern für immer nach Litzmannstadt komme, müsse sie sich eine andere Bleibe suchen. Vielleicht auch eine neue Arbeit. Das dürfte nicht allzu schwierig sein, schließlich beherrsche sie mehrere Sprachen in Wort und Schrift. Vom Reichsgau Wartheland aus fände sie sicher schnell eine gute Anstellung irgendwo im Reich. Am liebsten zöge sie ins Badische. Von da aus könne sie auch mal nach Paris. Außerdem wäre Gerda dann nicht mehr die einzige, die im Reich wohne. Zum Schluss wünschte Helene dem Geburtstagskind alles Gute, Gesundheit und den Segen des Herrn. Dass die Schwester weder Arthur noch Thomas erwähnte, beunruhigte Elisabeth. Zudem bestand der Brief aus gerade mal zwei Seiten. Das passte nicht zu Helene, das sah nach einem Schönwetterbrief und Verschweigen aus.

Stalinorgeln

Kurz vor drei Uhr schaltete Herr Lange den zweiten Autoklaven ein. Auch dieser war bis oben hin gefüllt, bis auf ein paar kleine Instrumente, hauptsächlich Spritzen, mit denen Morphium verabreicht wurde. Das bekamen nicht nur die frisch Operierten, sondern auch fast alle der Schwerverletzten, die auf die Heimfahrt mit dem Sanitätszug warteten. Endlich war Zeit für ein paar Löffel aufgewärmte Erbsensuppe und ein paar Minuten an der frischen Luft. Herr Lange wollte noch schnell zur Küche, Brot und Butter abfassen. Er

hieß Elisabeth, bis zu seiner Rückkehr draußen sitzen zu bleiben, die Sonne zu genießen und, das war ihm das Wichtigste, ihre Lunge ordentlich durchzulüften. Es war tatsächlich ein überaus herrlicher und wohlig warmer Sommernachmittag, mit tiefblauem Himmel und absoluter Windstille, ein Wetter zum Augen schließen und träumen. Dicht hinter ihr sang eine Amsel. Elisabeth lächelte, einen Vogel hatte sie lange nicht singen gehört. Auf einmal mischte sich ein fernes Grummeln zwischen die klaren Töne. Manchmal klang es wie ferner Donner, dann aber doch wieder ganz anders und auch nicht wie schwere Artillerie. Kam die zum Einsatz, hörte man die einzelnen Schüsse. Nach wenigen Minuten war es wieder still. Bis auf die Amsel. Trotz des fernen Donnerns hatte der Vogel seinen Gesang keine Sekunde unterbrochen.

Herr Lange kam zurück. Unter seinem linken Arm verbarg er eine braune Packpapiertüte. Als er vor Elisabeth stehen blieb, verbreitete sich der Duft eben aus dem Backofen gekommenen Brotes. Mit einem breiten Lächeln im Gesicht strich er beinahe zärtlich über die Tüte und verkündete, dass der Mensch auch mal Glück haben müsse. Weil sich so frisches Brot nicht in Scheiben schneiden lässt, hätte es die Küchenfrau nur halbiert. Als die Küchenchefin ihn reden hörte, habe sie sich hinzugesellt, um keine Neuigkeit zu verpassen, zumal es sich schon herumgesprochen habe, dass er eine Gehilfin hat, sogar eine recht hübsche. Auf Elisabeth angesprochen, lobte er ihren Fleiß und dass sie heute Geburtstag habe, den 33. übrigens. Die Mitteilung bewirkte ein großzügig bemessenes Stück Butter und ein Glas Rübensirup. Das Geburtstagskind solle sich zumindest an ihrem Ehrentag ordentlich satt essen. Und wenn es schon keinen Kuchen gäbe, dann solle es wenigstens ein süßer Aufstrich sein. Zurück im Lagerraum, stellte er mit den Worten »wir sollten auch anstoßen können«, ein kleines Fläschchen Eierlikör auf den Tisch. Elisabeth staunte über die Großzügigkeit der Küchenchefin. Herr Lange schmunzelte. Er sei schließlich nicht mehr der Jüngste, da komme es schon mal vor,

dass er etwas vergessen würde, manchmal sogar das Vergällen des zum Desinfizieren angelieferten Alkohols. So gut gelaunt hatte Elisabeth ihn noch nie erlebt. Früh Topfkuchen und nun noch ofenfrisches Brot mit reichlich Rübensirup. Besser, folgerte er, könne ein Poltergeburtstag nicht gefeiert werden. Genießerisch strich er mit dem Zeigefinger einen letzten Rest Sirup aus dem Glas, als an die Tür gehämmert wurde. Dem alten Feldscher stand das Entsetzen im Gesicht. Seinen ersten Sätzen fehlte jeglicher Zusammenhang. Elisabeth verstand nur Russen und Raketen. Erst als Herr Lange ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn auf einen Schemel drückte, beruhigte sich der Mann. Die Russen hätten den Sammelplatz in Rudnja beschossen. Es solle viele Tote und hunderte Verletzte geben! Deshalb sollten alle verfügbaren Instrumente und Sterilkompressen sofort in den OP gebracht werden. Stunden später sickerte die ganze Wahrheit durch. Der Angriff der Russen war völlig unerwartet gekommen. Zudem nicht, wie sonst, mit Infanterie und Panzern, sondern mit einer völlig neuen Waffe, mit Mehrfachraketenwerfern. Während in und um Rudnja größere Truppenverbände der Wehrmacht zusammengezogen worden sind, hatte niemand die sieben Lastwagen, die sich von Nordost her der Frontlinie und dem Sammelplatz näherten, als gefährlich bewertet. Dabei trug jedes einzelne Fahrzeug eine Abschussrampe und auf dieser 16 Splitterspreng-Raketen. Jedes der Geschosse verfügte über eine Reichweite von mehreren Kilometern. Den Flug der Raketen begleitete durchdringendes Pfeifen und ein furchtbares Getöse. Die Wirkung der im Sekundentakt detonierenden Geschosse war verheerend, denn das tischebene Gelände bot den dort versammelten Regimentern keinerlei Deckung. Zudem hatte kaum ein Kommandeur den Befehl zum Eingraben erteilt, schließlich sollte am nächsten Tag abmarschiert werden. Obwohl die aus großer Entfernung abgeschossenen Raketen längst nicht so zielgenau trafen wie schwere Artillerie, war der Schaden enorm. So wurde auch eine mit Treibstoff und Munition voll beladene Nachschub-

einheit getroffen. Vielen Schwerverwundeten, die lebend im Lazarett eintrafen, konnten nur noch die Schmerzen gelindert werden. Das vorhandene Morphin war schnell aufgebraucht. Dann gab es nur noch Pervitin. Das war zwar besser als nichts, hatte aber unheimliche Nebenwirkungen. Selbst beinamputierte Soldaten fühlten sich voll einsatzfähig und waren nur schwer ruhig und im Bett zu halten. Verwundete mit Gasbrand wurden durchgehend chloroformiert, anders konnte ihnen in ihren letzten Stunden nicht geholfen werden. Vier Tage herrschte auf beiden Seiten der Front absolute Stille. Auch die Russen schienen alles verschossen zu haben. Die eilends herbeigerufene Schutzstaffel säuberte die Gegend bis hinauf nach Ljosna. Trotzdem dauerte es eine ganze Woche, bis die um Rudnja zusammengezogenen Einheiten aufgefüllt und in Marsch gesetzt werden konnten. Ohne nennenswerten Widerstand erreichten sie die nordwestlich von Smolensk verlaufende Frontlinie. Dort kamen sie jedoch nicht weiter. Die Rote Armee hatte die Zeit gut genutzt, um ihre Stellungen zu verstärken. Und sie hatten ihre Raketenwerfer nachgeladen. Nördlich von Orscha, aus den Sümpfen des gleichnamigen Flusses heraus, beschossen sie zwei weitere Nachschubeinheiten. Diesmal am frühen Abend, kurz vor einem Gewitter. Als das Unwetter abzog, suchten die deutschen Flieger vergeblich nach den Fahrzeugen.

Vom Ehrentod und von Friedhöfen

Bisher sind die im Lazarett Verstorbenen vom Bestattungskommando im Gemüsegarten des Gutshauses beigesetzt worden. Ein schönes Fleckchen unter alten Bäumen, beinahe so würdevoll wie ein richtiger Friedhof.

Auf Anweisung des Gräberoffiziers wurde jedes neue Grab mit Blumen, einem Kreuz und einer Namenstafel versehen und – so hergerichtet – fotografiert. Das Foto war für die Angehörigen. Sie sollten zumindest ein schönes Bild vom Grab

des Gefallenen haben, um ordentlich trauern zu können. Nach dem Raketenbeschuss starben jedoch so viele der nach Gusino gebrachten Verwundeten, dass nicht nur der Platz knapp wurde, sondern auch niemand da war, der die vielen neuen Gräber für ein schönes Foto herrichtete. Das dafür zuständige Bestattungskommando wurde in Rudnja gebraucht, suchte dort die Toten oder deren Reste zusammen und versuchte, die gefundenen Erkennungsmarken zuzuordnen. Die im Lazarett Verstorbenen wurden von fünf älteren Soldaten begraben. Einer von ihnen, ein evangelischer Gemeindevorstand, sprach ein Gebet und machte ein Foto. Weil es jedoch an Zeit und Blumen fehlte, wechselte er auf einem sogenannten Fotograb nur das Namensschild. Dieses Bild vom Grab des fürs Vaterland Gefallenen vermittelte den Hinterbliebenen zumindest den Eindruck, der Familienvater oder der Sohn sei würdevoll bestattet worden.

Weil die Toten schon dicht an dicht im Gemüsegarten lagen, kam vom Stab der Befehl, einen neuen Friedhof anzulegen. Ein dazu geeignetes Areal fand man hinter den letzten Katen an der Straße Richtung Dnepr. Nur wenige Meter neben der Straße befand sich eine kleine, kaum merkliche, von wenigen Birken bestandene Erhebung. Ein geradezu idealer Platz für einen Friedhof. Und für das Denkmal, das man nach dem Sieg, zum Gedenken an die gefallenen Helden errichten würde. Hierher könnten später auch all die gebracht werden, die bisher anderswo nur behelfsmäßig begraben wurden. Doch manchmal unterblieb selbst das. Im Gefecht oder während des schnellen Vorrückens brach ein Kamerad dem Gefallenen, wenn möglich, die untere Hälfte der Erkennungs-marke ab. In dem Fall erhielten die Angehörigen nur einen Brief mit der Todesmeldung und kein Foto von einem mit Blumen geschmückten Grab und erst recht kein Päckchen mit der Brieftasche, den Familienbildern, dem Ehering und der dann postum verliehenen Tapferkeitsmedaille.

Elisabeth hatte längst jedes Gefühl für Zeit und Entfernungs-meldungen verloren. Ihr war völlig egal, ob es bis

Moskau noch dreihundert oder sechshundert Kilometer waren. Von der Einnahme der Stadt und dem Sieg über die Rote Armee und Stalin, davon phantasierten sogar frisch Operierte im Aufwachraum.

Helene hatte früher viel von Russland und Moskau erzählt. Von stundenlangen Zugfahrten durch nicht enden wollende Wälder und von weißen Klöstern mit goldenen Zwiebeltürmen. Goldene Türme hatte Elisabeth bisher nicht gesichtet, auch nicht in der großen Stadt Minsk. Dort lagen die meisten Kirchen und ganze Stadtgebiete in Trümmern. Außerhalb der Stadt sah es noch schlimmer aus. Wohin man sah, zerschossene oder einfach nur niedergebrannte Dörfer. Zwischen den Ruinen aufgedunsene Tierkadaver, die unsäglich stanken. Ab und an frische Grabhügel mit einem Birkenkreuz und einem Stahlhelm drauf. Das Dorf Gusino, vor der Zerstörung eine größere und anscheinend wohlhabende Siedlung, war ebenfalls nur noch ein Trümmerfeld. Man konnte glauben, dass es den Soldaten Vergnügen bereitet hatte, die schönen Holzhäuser anzuzünden, die Bewohner zu erschießen und ihre Schweine und Kühe wie im Bluttausch abzuschlachten. Schade um das viele verdorbene Fleisch, das nun die Maden ernährte, anstatt die Soldaten. Dass in all dem Wüten das abseits der großen Straße und der Bahnlinie stehende herrschaftliche Gut, das jetzt als Lazarett diente, nicht ebenso zerstört wurde, war ein kleines Wunder.

Um wenigstens für ein paar Minuten frische Luft zu atmen, ging Elisabeth am frühen Morgen gern vor dem Haus einige Schritte auf und ab. Zu dieser frühen Stunde wurden auch die Särge mit den in der letzten Nacht Verstorbenen aus dem Lazarett gebracht. Diesmal nur drei Särge, die von den Trägern mit sichtlicher Mühe die Stufen hinuntergetragen und auf einen Panjewagen geladen wurden. Vor zwei Tagen hatte Herr Lange erzählt, dass die Särge knapp werden. Da konnte es schon sein, dass an diesem Morgen nicht jeder Tote allein im Sarg lag. Die Fahrten zum Friedhof, das Ausschachten der Gräber, das Absenken der Särge sowie das sofortige Zu-

schaufeln, all das erledigten seit einigen Tagen einheimische Zivilisten im Beisein der fünf fürs Bestatten zuständigen älteren Soldaten. Für jedes Grab fertigten sie ein Holzkreuz aus dünnen Birkenstämmen. Das weiß berindete Holz sah gut aus, war reichlich vorhanden und ließ sich leicht zuschneiden. Während die Soldaten den nächsten Sarg aus dem Haus holten, standen zwei alte Russen und zwei Frauen mittleren Alters neben dem Panjewagen und beratschlagten halblaut, wie sie in den Besitz einer deutschen Uniform gelangen könnten. In der letzte Nacht auf dem neuen Friedhof ausgegrabenen Sarg lagen zwar zwei Leichen, aber die waren nur dürtig bekleidet. Und im alten Gemüsegarten des Gutshofes zu graben, war nicht nur gefährlich, in den Särgen war die Verwesung sicher zu weit fortgeschritten, eine mit Leichenflüssigkeit durchtränkte Uniformen könnte niemand mehr anziehen. Elisabeth ging zum Pferd, sprach es an und streichelte ihm die Nüstern. Eine der Frauen trat hinzu und griff nach dem Zaumzeug. Anscheinend fürchtete sie, das Tier könnte scheuen. Sie versuchte zu lächeln, doch es war zu verkrampft, um die in ihren Augen stehende Angst und Unterwürfigkeit zu überdecken. Die Nüstern des Tieres tätschelnd, flüsterte Elisabeth ihr auf Russisch zu, dass es leichtsinnig sei, im Beisein Deutscher über solche Dinge zu reden. Sie kenne mehrere aus der Truppe, die russisch verstünden.

Im Lazarett gab es weiterhin überreichlich zu tun. Der angekündigte Sanitätszug fuhr nur bis Orscha. Partisanen hatten die Brücke über die kleine Beresina gesprengt, ein Flüsschen, das in der sumpfigen Gegend zwischen Rudnja und Gusino entsprang und keine zwei Kilometer südlich von Gusino in den Dnepr mündete. An den Folgetagen starben so viele, dass die Särge tatsächlich ausgingen. Es war auch kein Geistlicher mehr vor Ort, um die letzte Ölung oder einen letzten Segen zu erteilen. Den Beistand in der Sterbestunde übernahmen die Rot-Kreuz-Schwester, allen voran zwei nicht mehr ganz so junge. Sie setzten sich an die Betten, streichelten die Sterbenden oder hielten ihre Hände und lie-

ßen sie glauben, sie seien die Mutter. Das beruhigte und man sparte Betäubungsmittel. Während der Operationszeiten holte man auch Elisabeth. Sie soll ja nichts weiter machen, als neben dem Bett sitzen und trösten, belehrte der Stabsarzt Herrn Lange, als dieser Elisabeth als völlig überarbeitet und am Ende ihrer Kräfte darstellte. Der erfahrene Sanitäter wusste nur zu gut, wer in einer solchen Situation auch nur ein winziges Quäntchen Mitgefühl zuließ, wurde angesichts dieses Sterbens über kurz oder lang zum Säufer, verrückt oder beendete sein Leben. Was dieser Einsatz tatsächlich bei Elisabeth auslöste, konnte er nicht ahnen. Die unter Schmerzen und in Todesangst nach ihren Müttern rufenden Söhne erinnerten sie an Marek und daran, dass sie ihn nicht heiraten durfte. Damit strafte sie der Bruder doppelt. Er verwehrte ihr nicht nur den geliebten Mann, sondern auch die Mutterschaft und Kinder. Um sie doch noch zu verheiraten, schlug ihr Gottfried einen Bräutigam aus der Kirchgemeinde vor. Aber Elisabeth wollte nicht. Sie war sich sicher, der Mann nimmt sie nur des Landes wegen, das Gottfried ihr in die Ehe mitgeben wollte. Zudem befürchtete sie, er würde ihr bei jeder Gelegenheit vorhalten und sie damit demütigen, dass sie einmal mit einem Polacken vor den Altar treten wollte. Und sie hatte Recht. Nach ihrer Absage verbreitete er alle nur denkbaren Lügen. Auch, dass er sie nicht mehr wolle, weil sie keine Kinder bekommen könne. Elisabeth fühlte sich damals hilflos und minderwertig. Helene mühte sich redlich, ihr dieses anerzogene Denken auszutreiben. Kinder seien sowieso kein Geschenk Gottes, sondern das Ergebnis einer ganz gewöhnlichen Befruchtung und sie zu gebären nicht das größte Glück und die Bestimmung einer Ehefrau, sondern Schmerz und Qualen, wenn nicht sogar der Tod. Elisabeth hatte ihr das nicht glauben wollen, hielt es für eine zurechtgezimmerete Ausrede, da es der Schwester ebenso erging. Doch jetzt, wo sie die fremden Söhne voller Angst und Verzweiflung nach ihren Müttern rufen hörte, dankte sie dem Herrgott für ihre Kinderlosigkeit.